

Ich habe Dominik an dem Tag begraben, an dem mir klar wurde, wie wenig wir über die Wirkung unserer Worte wissen.

Die Kirche war voll. Schwarze Jacken, gedämpftes Murmeln, der Geruch von Blumen. Ich stand eher am Rand, so wie Lehrer es oft tun – dabei, aber doch irgendwie außen vor.

Ich habe in meinem Leben viele Abschiede erlebt: Klassen, die ihr Abitur machen, Schüler, die wegziehen. Aber noch nie hatte ich einen meiner Schüler in einem Sarg gesehen.

Vor dem Altar stand der Sarg, schlicht, mit weißen Lilien. Daneben ein Foto: Dominik mit Glatze, Krankenhausarmband am Handgelenk, ein viel zu großes T-Shirt, aber dieses typische, schiefe Lächeln im Gesicht.

Leukämie. Ein Wort, das ich zuerst in der beiläufigen Stimme einer Kollegin im Lehrerzimmer gehört hatte. „Hast du schon gehört? Dominik aus der 9b...“ Ab da gab es ein Davor und ein Danach.

Nach der Messe drängten sich die Leute langsam nach vorne, um sich zu verabschieden. Ich wartete, bis die meisten gegangen waren, und ging dann auch nach vorne. Ich legte meine Hand auf den Sarg. „Hallo, Dominik“, dachte ich, „so haben wir uns nicht verabredet.“

Als ich mich umdrehen wollte, stand plötzlich ein Ehepaar vor mir. Ich erkannte sie sofort – seine Eltern. Wir hatten uns bei Elternabenden schon gesehen, damals, als die größten Sorgen noch Mathetests und vergessene Hausaufgaben waren.

„Sind Sie... Frau Schneider?“, fragte der Vater leise.

„Ja“, sagte ich. „Ich war Dominiks Klassenlehrerin.“

Er nickte und holte tief Luft. Dann griff er in die Innentasche seines Jacketts und zog ein mehrfach gefaltetes Blatt Papier hervor. Die Ecken waren abgerundet, die Ränder mit Klebeband verstärkt, das Papier weich vom vielen Anfassen.

„Wir möchten Ihnen etwas zeigen“, sagte er. „Wir haben es in seiner Nachttischschublade gefunden.“

In dem Moment, in dem ich das Blatt sah, wusste ich, was es war. Die Linien, das Format, die Art, wie die Namen untereinander standen. Mir wurde heiß und kalt zugleich. Es war einer dieser Augenblicke, in denen Zeit ineinanderfällt.

Plötzlich war ich nicht mehr in einer überfüllten Kirche, sondern wieder in einem stickigen Klassenzimmer, dritte Stunde, kurz vor den Sommerferien, viele Jahre vorher.

„Hefte weg, bitte“, hatte ich damals gesagt und angefangen, leere Blätter auszuteilen.

Die 9b stöhnte. Natürlich. Wenn eine Lehrerin sagt, sie hat „etwas anderes“ vor, ist das selten ein Grund zur Begeisterung.

„Heute machen wir eine besondere Übung“, erklärte ich. „Jeder von euch schreibt die Vornamen aller aus dieser Klasse untereinander auf das Blatt. Lasst zwischen den Namen ein bisschen Platz.“

„Müssen wir alle schreiben?“, kam es genervt aus der letzten Reihe.

„Ja, alle“, sagte ich. „Und dann schreibt ihr unter jeden Namen etwas Nettes, Ehrliches über diese Person. Etwas, das ihr wirklich an ihr schätzt. Keine Witze, kein Sarkasmus. Wenn euch nichts einfällt, denkt länger nach.“

Die Klasse wurde erstaunlich schnell still. Ich ging durch die Reihen, hörte nur das Kratzen der Kulissen.

Dominik saß am Fenster, die Stirn in Falten gelegt. Eine Weile starrte er auf das leere Blatt. Dann schrieb er den ersten Namen: Lina. Darunter: „Hört zu, wenn es jemandem schlecht geht.“ Vom Platz hinter ihm warf jemand einen verstohlenen Blick auf sein Blatt, grinste, machte aber keinen Kommentar.

Es dauerte die ganze Stunde. Manchmal sah ich ein unerwartetes Lächeln, manchmal ein kurzes Zögern, manchmal ein leises Seufzen, wenn jemand sich entscheiden musste, was er überhaupt Positives in einem anderen sah.

Am Ende sammelte ich fünfundzwanzig Blätter ein – vollgekritzelt, schief geschrieben, aber aufgeladen mit etwas, das man nicht benoten konnte.

Das ganze Wochenende verbrachte ich mit diesen Blättern am Küchentisch. Für jeden Schüler schrieb ich eine eigene Liste, mit seinem Namen oben:

Du bringst andere zum Lachen.

Du erklärst Dinge so, dass man sie versteht.

Du bist fair, auch wenn du verlierst.

Du kannst zuhören.

Du gibst nicht so schnell auf.

Satz für Satz, Name für Name. Manchmal dachte ich: Wenn sie wüssten, wie schön sie übereinander schreiben. Am Sonntagabend war mein Tisch voll mit geordneten Stapeln. Müde war ich, ja. Aber auch leise zufrieden.

Am Montag gab ich die Listen zurück, kommentarlos. Ich wollte sehen, was passiert.

Zuerst war es still. Dann hörte ich es nach und nach:

„Was? Das haben die über mich geschrieben?“

„Das meint doch keiner ernst... oder?“

„Krass, ich wusste gar nicht, dass jemand mich so sieht.“

Ich beobachtete Dominik. Er las konzentriert, die Augen flitzten über die Zeilen. Dann blieb sein Blick an etwas hängen. Ein ganz kleines Lächeln tauchte auf, verschwand fast sofort wieder, aber ich sah es.

Er hob den Kopf, unsere Blicke trafen sich, und er nickte nur ganz leicht. Es war ein winziger Moment. Danach ging der Unterricht weiter. Die Listen wurden weggepackt. Keiner sprach später mehr darüber.

Aber sie gingen anders aus dieser Stunde hinaus. Ein bisschen aufrechter, hatte ich das Gefühl.

Das Leben lief weiter. Neue Schuljahre, neue Klassenarbeiten, neue Diskussionen über Handys im Unterricht. Die 9b wurde zur 10b, dann zur Abschlussklasse, dann zu den „Ehemaligen“, die man manchmal in der Stadt trifft, mit Rucksack und Coffee-to-go.

Die Übung mit den Listen wurde eine von vielen kleinen Geschichten in meinem Lehrerdasein. Manchmal erzählte ich sie einer neuen Klasse, manchmal vergaß ich sie fast.

Bis zu diesem Tag in der Kirche.

„Er hatte das Blatt im Krankenhaus an die Wand gehängt“, sagte Dominiks Mutter. Ihre Stimme zitterte, während sie das Papier vorsichtig glattstrich. „Als es ihm schlechter ging, hat er es wieder abgenommen und in die Schublade gelegt, damit es nicht kaputt geht. Er... er hat es oft gelesen.“

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich nahm das Blatt, las die Sätze, die seine Mitschüler vor Jahren über ihn geschrieben hatten:

Du bist mutiger, als du denkst.  
Mit dir fühlt man sich nie allein.  
Du gibst anderen Hoffnung.

Damals hatten sie das wahrscheinlich einfach hingeschrieben. Heute wusste ich, dass diese Sätze für Dominik Anker gewesen sein mussten.

Hinter uns räusperte sich jemand. Ich drehte mich um und sah Lina. Erwachsener, die Haare anders, aber immer noch das gleiche Lächeln.

„Ich hab meins auch noch“, sagte sie leise. „Es liegt in einer Kiste bei meinen wichtigsten Sachen.“

Neben ihr stand Mehmet. „Meins hängt an der Pinnwand über meinem Schreibtisch“, meinte er. „Wenn ich denke, ich krieg gar nichts hin, lese ich es.“

Jana trat hinzu, deutlich erwachsener als früher, mit einem Ehering am Finger. „Er hat mir mal ein Foto geschickt...“, sagte sie leise. „Von der Liste an seiner Krankenhauswand. Er schrieb: Wenn das alles stimmt, dann lohnt es sich, weiterzukämpfen.“

In diesem Moment setzte ich mich auf den nächstbesten Stuhl. Ich konnte nicht mehr stehen. All die Jahre als Lehrerin, all die Zeugnisse, Noten, Konferenzen und ein einziges zerknittertes Blatt Papier brachte mich zum Weinen.

Nicht nur wegen Dominik. Sondern wegen der Erkenntnis, wie wenig wir oft ahnen, was unsere Worte in anderen auslösen.

Ich habe in meinem Beruf unzählige Male gesagt: „Hinsetzen, bitte“, „Hefte raus“, „Das war nicht ausreichend.“ An diesem Tag begriff ich, dass vielleicht die wichtigsten Sätze, die ich je in einer Klasse ermöglicht hatte, gar nicht von mir stammten. Sondern von ihnen. Geschrieben in krakeliger Tinte, auf billigem Papier.

Seitdem denke ich öfter:  
Die meisten Menschen wissen nicht, wie sehr sie anderen fehlen würden.  
Und wir sagen viel zu selten, was wir aneinander schätzen und zwar bevor es zu spät ist.

Wir schieben es auf später. Auf „morgen“, auf „wenn ich mehr Zeit habe“. Ein Danke hier, ein ehrliches Kompliment da, ein „Du bist mir wichtig“.

Und dann steht man irgendwann in einer Kirche vor einem Sarg und hält ein Blatt Papier in der Hand, das zeigt, wie viel diese Sätze bedeuten können.

Ich bin Lehrerin. Ich bringe Kindern Mathe bei, Grammatik, wie man eine Interpretation schreibt. Aber an Dominiks Beerdigung habe ich gelernt, was ich ihnen am dringendsten beibringen müsste:

Wartet nicht, bis jemand weg ist, um ihm zu sagen, dass er wichtig war.

Sagt es heute. Schwarz auf weiß, laut und deutlich.

Vielleicht wird es irgendwann zu einem zerknitterten Blatt, das jemand in seiner Nachttischschublade aufbewahrt.

Und vielleicht ist genau das mehr wert als jede Note dieser Welt.

Claudias Geschichtenstube